Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gianella eine markante Individualität innerhalb der tessinischen Autorengilde erkennen. Pater Soave soll uns doppelt wert sein, wenn er dazu beitrug, daß endlich eine in stiller Zurückhaltung arbeitende Frau, eine Meisterin von Stoff und Wort, landauf landab, Zustimmung und Ermutigung erfahren darf.

E. N. Baragiola.

Bücher Rundschau

Weltgeschichte und Schweizergeschichte

Das Gemeinschaftsbewußtsein der V Orte in der alten Eidgenossenschaft [1]).

Hans Dommann versucht in einem ersten Abschnitt zu eruieren, wie das politische Gemeinschaftsbewußtsein der V Orte verwirklicht wurde. Der Raum spielte beim Zusammenschweißen dieser V Orte wohl die primäre Rolle, bildete doch der Vierwaldstättersee, bei Immensee nur durch einen schmalen Landstreifen unterbrochen, den bequemsten Verkehrsweg zwischen seinen Anwohnern. Luzern erhielt durch seine Lage als Mittler zwischen Urschweiz und Mittelland von vorneherein eine Vormachtstellung.

Eine fast ebenso starke, einigende Kraft strahlte vom gemeinsamen katholischen Glauben aus, bestand doch schon vor der Gründung der Eidgenossenschaft im innerschweizerischen Raum das Vierwaldstätterkapitel; es war die Organisation des Klerus im großen Dekanat Luzern, innerhalb des Bistums Konstanz. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl erhielt einen entscheidenden Auftrieb im gemeinsamen Abwehrwillen gegen den neuen Glauben während des 16. und 17. Jahrhunderts.

Nicht zu unterschätzen ist der Einfluß des Volkscharakters des Rechtslebens und des Brauchtums der sogenannten Alpenalamannen, sowie der „aus dem ‚Ding' erwachsenen Gerichtsgemeinde der freien Talleute und der wirtschaftlichen Gemeinschaft der freien und unfreien Familienhäupter in der Allmend- und Markgenossenschaft".

Interessant ist es auch, zu verfolgen, wie weit die Sonderinteressen der Städte- und Länderkantone dieses Zusammengehörigkeitsgefühl beeinflußten. Gerade zur Zeit der militärischen Kraftentfaltung standen die Orte verschiedentlich gegeneinander, wobei der Zugerhandel ein deutliches Wort spricht. Vor allem führten auch die verschiedenen Expansionsinteressen zu Reibereien. Die Beeinflussung durch die französische Aufklärung sollte vor allem Luzern berühren. Gerade politisch und weltanschaulich machte dieser Ort eine starke Wandlung durch und schlug eine entscheidende Bresche in das Traditionsbewußtsein der Innerschweiz.

Die Frage wirft sich nun ohne weiteres auf, wie weit sich dieses regionale Sonderbewußtsein innerhalb der eidgenössischen Entwicklung negativ oder unter Umständen auch positiv auswirken mußte. Die Expansionspolitik der einzelnen Orte führte nicht nur innerhalb der V Orte zu Differenzen, sondern, z. B. beim Vorstoß von Schwyz an die Zürichsee-Walenseeroute, zur Krise zwischen Schwyz und Zürich und dem daraus resultierenden Alten Zürichkrieg. Deutlich wird die Parteinahme der übrigen Innerschweiz mit Schwyz ersichtlich. Auch die Einführung des neuen Glaubens führte scheinbar zu unüberbrückbaren Gegensätzen mit den V Orten. Galt es aber, das Wohl der Gesamteidgenossenschaft, jenes „lockeren Staatenbündels", zu erhalten, dann marschierte der Innerschweizerische Block immer an der Spitze, trotz allfälliger innereidgenössischer Interessengegensätze.

Das „reaktionäre" Luzern, welches langsam aus einer katholischen Vorortsstellung zu einem literarisch-künstlerischen Zentrum emporgewachsen war, sollte endlich die Mittlerrolle zwischen den V Orten und der übrigen Eidgenossenschaft übernehmen, nachdem im 2. Villmergerkrieg und vollends im Sonderbundskrieg

[1]) Separatabdruck aus „Geschichtsfreund", Bd. 96, Stans 1943.

das protestantische Übergewicht geschaffen war, das mit der gesonderten religiös-politischen und föderalistischen Entwicklung der V Orte endgültig aufräumte.

Die möglichst objektiv gehaltene Arbeit verdient höchstes Lob, beleuchtet sie doch das Wachstum der Eidgenossenschaft von einer sehr interessanten Seite.

Hugo Schneider.

Wiener Kongreß und Neuordnung Europas.

Die französische Revolution und die Eroberungskriege Napoleons hatten schließlich die Mächte zur Erschöpfung gebracht und eine allgemeine Sehnsucht nach Ruhe geweckt. Die Völker Europas erhofften darum vom Wiener Kongreß eine stabile Friedensordnung. Die Gewähr für deren Dauerhaftigkeit glaubte man in der Wiederherstellung des seit dem 18. Jahrhundert traditionell gewordenen europäischen Gleichgewichts und in der Restauration der legitimen Monarchien gefunden zu haben. Schon 1798 hatte der jüngere Pitt die englischen Friedensziele im Sinne einer solchen Ausbalancierung der Kräfte formuliert. Seine Ideen wurden sechzehn Jahre später in Wien denn auch im Prinzipe verwirklicht. Freilich mußten zähe Kämpfe ausgefochten und schwere Krisen überstanden werden, bis das große Vertragswerk die Zustimmung der Mächte erlangte.

Ursprünglich hatten die vier siegreichen Alliierten, England, Österreich, Rußland und Preußen, über die neue Ordnung Europas allein befinden wollen. Bald gelang es jedoch dem diplomatisch überlegen begabten Talleyrand, die inneren Gegensätze unter den vier Mächten geschickt auszunützen und das geschlagene Frankreich als gleichberechtigten Partner unter die das Vertragswerk schaffenden Großmächte einzureihen. So entstand die „Pentarchie" der Mächte, die über das Los der Mittel- und Kleinstaaten entscheiden sollte. Metternich kam diese Wendung nicht ungelegen, da er sich vor nichts so sehr wie vor einer neuen französisch-russischen Allianz fürchtete.

Die enge politische Interessengemeinschaft, die England und Österreich von Anfang an verband, ließ die beiden Mächte auf dem Kongreß bald eine leitende Stellung gewinnen. Von Frankreich sekundiert, retteten sie in entscheidendem Augenblick die Idee des europäischen Gleichgewichts. Sie vermochten zwar das unglückliche Polen vor den russischen Vergrößerungsabsichten nicht zu bewahren, aber sie konnten wenigstens das übermächtig gewordene Zarenreich von unerwünschter Einflußnahme in Mitteleuropa fernhalten. Mehr Erfolg hatte ihre gemeinsame Politik gegenüber dem siegestrunkenen Preußen, das nach beträchtlicher Ausdehnung seines Gebietes strebte. Um aus einem halb deutschen, halb polnischen Staatswesen ein überwiegend deutscher Staat zu werden, forderte Preußen die Einverleibung von ganz Sachsen und andern mitteldeutschen Ländern. Im Dezember 1814 suchte es seine territorialen Begehren unter ernsthaften Kriegsdrohungen bei den andern Mächten durchzusetzen. Der Kongreß trat damals in sein kritischstes Stadium. Aber England, das den preußischen Militärkreisen von allen Alliierten am meisten mißtraute, brachte rasch ein Bündnis mit Österreich und Frankreich zustande. Angesichts solcher Gegnerschaft mußte Preußen seine Forderungen herabsetzen. Das nördliche Sachsen wurde ihm noch zugestanden. Im übrigen hatte es sich aber der englisch-österreichischen Diplomatie zu fügen, welche ihm, statt weiterer mitteldeutscher Lande, Gebiete am Rhein aufnötigte. Durch deren Angliederung wurde Preußen wider Willen zum Hüter der deutschen Westgrenze gegen Frankreich. Seine Außenpolitik war damit mehr oder weniger festgelegt. Daß es Metternich damals gelang, die französische Abneigung gegen eine solche Verpflanzung Preußens an den Rhein zu überwinden, gehört zu seinen gelungensten diplomatischen Meisterstücken.

Auch in der Behandlung der eigentlichen deutschen Frage verfolgten England und Frankreich die gleiche Politik. Beide Mächte überhörten geflissentlich den Ruf der deutschen Patrioten nach einem nationalen Zusammenschluß, nach der Aufrichtung eines mächtigen Kaiserreiches womöglich mit der alten Westgrenze, also mit Einbeziehung von Elsaß, Lothringen, Flandern, ja selbst der Freigrafschaft! Der lockere, vielgliedrige und darum schwache, vom Donaustaat geleitete deutsche Staatenbund, der nachmals geschaffen wurde, entsprach weit besser den englischen und österreichischen Zwecken.

Dem Prinzip des Gleichgewichts der politischen Kräfte und seiner historischen Bedeutung entsprechend, wurde das geschlagene Frankreich sehr schonend behandelt. Es mußte sich mit seinen natürlichen, vorrevolutionären Grenzen begnügen, blieb aber wie anhin Großmacht. Um jedoch ein erneutes Vordringen nach Osten zu erschweren, wurde Belgien mit Holland vereinigt. Das so geschaffene Königreich der Niederlande sollte am Niederrhein, der schwachen Flanke des Deutschen Bundes, die Rolle eines „Barrièrestaates" übernehmen.

Ohne Zweifel war England einer der Hauptnutznießer der Wiener Beschlüsse. Frankreich, der gefährliche Rivale im Kampf um die Vorherrschaft zur See, war geschlagen. England konnte Nelsons Triumphe bei Alexandria und Trafalgar nun endlich voll ausnützen. In den Besitz von Kapstadt und Ceylon gelangt, beherrschte es den Indienweg. Die Insel Malta, die es Napoleon entrissen, wurde zum Ausgangspunkt künftiger britischer Vorherrschaft im Mittelmeer. Die holländisch-belgische Küste, die Pyrenäenhalbinsel, Neapel und Sizilien unterstanden weitgehend seinem Einfluß. Beherrscher der Meere geworden, faßte es auch auf dem Kontinent festen Fuß. Mit den Produkten seiner aufblühenden Industrie überschwemmte es Europa und mit seinen unerschöpflichen Geldreserven, mit seinen Subsidien ebnete es überall seinen politischen Zielen den Weg. England erlangte im Mitspracherecht auf dem Festland ein bis dahin unbekanntes Ausmaß. —

Die diplomatischen Kämpfe, die in Wien ausgetragen wurden, sind vielfach sehr verwickelt. Daß in der Darstellung von Griewank immer wieder die klaren Linien herausgearbeitet worden sind, sei als ein besonderes Verdienst des Verfassers hier hervorgehoben [1]). Seine Schilderungen des diplomatischen Treibens und die Charakteristik der einzelnen Staatsmänner wirken lebendig und überzeugend. Auf Grund eigener Nachforschungen in den Archiven ist es ihm gelungen, das überlieferte Bild nicht nur in wertvoller Weise zu bereichern und zu ergänzen, sondern auch alte Irrtümer zu beseitigen. Wie Griewank im Nachwort sagt, ist sein Buch getragen von „der Verantwortung, mit welcher der deutsche Historiker heute die Probleme der europäischen Ordnung in der Vergangenheit zu sehen und aufzuzeigen hat". Sein Werk dürfte somit auch als ein Beitrag des Geschichtschreibers für die Gestaltung eines neuen Europa betrachtet werden.

Ernst Bohnenblust.

Die ökonomisch-patriotische Bewegung in Bünden.

Die Bewegung ist schon oft in Schriften gestreift worden, sei es, daß man sie als die Vorläuferin moderner Gesellschaften in Bünden hinstellte oder in Biographien berühmter Männer auch berührte. Zum Gegenstand einer Arbeit erhob sie erst Willy Dolf [2]).

Unter Zurückstellung des Persönlichen verfolgt er ganze Gesellschaften. Dabei bleibt er bei äußeren Dingen nicht einfach stehen, sondern er will die treibenden Ideen der Dinge aufdecken. Er stellt sie dann in den Zusammenhang europäischen Denkens, das über die Schweiz nach Bünden ausströmt. Es sind die Ideen englischer Anbauer und französischer Merkantilisten und Physiokraten. Diesen stellt er die Verhältnisse Bündens dann scharf entgegen, die die Zustände und auch die Wirtschaft scharf beleuchten. An den ersteren stieß das Fehlen der Exekutive, das Reformen der Sache schwer macht. In der Wirtschaft konnte Bünden aus eigenem Antrieb sich nicht aushelfen, es mußte Getreide einführen. Man verkaufte so in Italien möglichst Vieh und wollte dann das Getreide dafür beschaffen. So betrieb man die bündnerische Aufzucht noch ganz besonders.

Diese natürlich bedingten Verhältnisse wollten die Reformer aber nicht erlauben, da die Unabhängigkeit des eigenen Landes durch sie bedroht sei. Sie erlaubten es um so weniger, als, wie sie meinten, Bünden früher sich selbst ernährte. Das beweise dessen ruhmvolle und große Geschichte. Nur der Hang Bündens zum Wohlleben habe den Wandel der bündnerischen Wirtschaft so stark beeinflußt, d. h. den

---

[1]) Karl Griewank: Der Wiener Kongreß und die Neuordnung Europas 1814/15. Koehler & Amelang, Leipzig 1942.

[2]) Willy Dolf: Die ökonomisch-patriotische Bewegung in Bünden. Sauerländer, Aarau 1943.

Rückgang des eigenen Anbaus und vermehrte Aufzucht des jungen Viehs. So wollten sie denn die eigene Wirtschaft fremdem Einfluß der Märkte entziehen und die Versorgung im eigenen Lande wieder erlangen.

Dem kam die Autarkielehre der Franzosen dann stark entgegen. Man wandte sich denn auch dem Merkantilismus vorerst zu, was der Aufruf Martin Plantas zum Verein der Industrie- und landwirtschaftlichen Gesellschaft deutlich zeigt. Nachher ließ man das industrielle Programm doch wieder fallen und warf sich den Physiokraten mehr in die Arme, indem man den Ackerbau vor allem befürwortete. Das zeigen die Verhandlungen landwirtschaftlicher Freunde. Wie weit die Natur sich freilich beugte, kümmerte die Leute der Neuerer wenig, lebten sie doch der damals verbreiteten Ansicht, die Natur gewähre gütig den Menschen alles, sie müßten nur die nötige Tatkraft dafür aufbringen.

Solchem Denken machten politische Ereignisse dann ganz ein Ende, indem der Krieg über Bünden wegbrauste und Autarkie samt eigenem Staatswesen im Strudel begrub. Bünden mußte ein Teil der Schweiz werden. Das nahm aber unserer Bewegung die Berechtigung nicht, da sich wohl die äußere Form des Staates änderte, aber im Innern die Schäden blieben.

Wie in der Mediationszeit die Lage in Bünden sich wieder beruhigte, rief die Regierung die alte Gesellschaft von Neuem ins Leben, die als „Neue ökonomische" sich wieder bildete. Unter Betonung des rein Gemeinnützigen wirkte sie weiter, aber jetzt auf breiterer Grundlage, bis auch sie an der öffentlichen Teilnahmslosigkeit sich erschöpfte und die Tätigkeit schließlich einstellte. Aber einzelne Anregungen lebten weiter, für Meliorationen und Hebung des Verkehrs und wurden später durch die Regierung schließlich verwirklicht.

So behielten aus der Zeit vor der Revolution jene Recht, die an Reformen damals verzweifelten und in der Ausschau nach festerer Staatsform einen Anschluß des Landes wünschten, führe er zur Schweiz oder zu Österreich.

Wenn man das „Facit" der Bewegung zieht, bleiben Vorschläge für Verbesserungen im Lande bestehen, aber die Meinung vom Strukturwandel war verfehlt, wie der Verfasser deutlich zeigt. Jener kam, aber viel später, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da ausländisches Getreide den Markt überschwemmte und der Anbau im eigenen Lande sich nicht mehr lohnte. Da schrumpfte die Fläche des Anbaus im Lande zusammen. Das müssen wir heute, da die Zufuhr von außen aussetzt, schwer entgelten.

Das wären einige Gedanken aus obiger Arbeit, die den Inhalt aber nicht ausmachen; denn sie verbreitet sich über alle Zweige der bündnerischen Wirtschaft, deren Aufbau sie erschöpfend darstellt. Jakob Zimmerli.

Die Ursprünge des modernen Italiens.

Das letzte Vierteljahrhundert hat uns verschiedene Darstellungen der Geschichte des „Risorgimento" geschenkt. Sofern sie von italienischen Autoren verfaßt sind, vermögen sich diese, ob bewußt oder unbewußt, der betont nationalistischen Tendenz der offiziellen Geschichtsschreibung nicht zu entziehen. Die Ursprünge des modernen Italien suchen sie irgendwie bis in die Römerzeit zurückzuführen. Es ist das große Verdienst Egidio Reales mit diesem „Mythos" gründlich aufgeräumt zu haben und die Unrichtigkeit dieser zur Tradition gewordenen These zu beweisen[1]). Der Autor zeigt ferner, daß weder Dante noch Petrarca die Vision des geeinten und unabhängigen Italiens vorgeschwebt hat. Die Idee der Nation, wie sie um die Wende des 19. Jahrhunderts entstanden ist, war auch Machiavelli unbekannt. Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts sind nur für einen einzigen Italiener Freiheit und Unabhängigkeit Italiens unzertrennliche Begriffe und Dinge, für den Dichter Vittorio Alfieri.

Erst die französische Revolution und das Kaiserreich Napoleons I. erwecken auch in Italien das Nationalbewußtsein, nicht sowohl durch die Gründung von ephemären Republiken und Königreichen, als vielmehr durch den Einfluß der tief-

---

[1]) Egidio Reale: Die Ursprünge des modernen Italiens. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944.

greifenden Umwälzung von Prinzipien und Einrichtungen. Das Ende des französischen Kaiserreichs bringt aber auch diesem Lande weitgehend die Rückkehr zum legitimen Absolutismus, zur Fremdherrschaft und zur Kleinstaaterei.

Die Idee von der nationalen Einheit als Mittel zur Befreiung von der Fremdherrschaft gewinnt erst durch eine endlose Kette von Verschwörungen und Volksaufständen von 1820 bis 1848 Lebenskraft. Allmählich bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß Verschwörungen und Insurrektionen zur Lösung des nationalen Problems nicht genügen und daß dazu die militärischen Machtmittel eines Staates notwendig sind. Es scheint fraglich, ob der heroische Kampf um Freiheit und Recht in einzelnen Gebieten der Halbinsel in absehbarer Zeit zur nationalen Einheit geführt haben würde, hätte nicht die geniale Politik Cavours die europäische Konstellation in meisterhafter Weise auszunützen gewußt und hätte sich die Einigungsbewegung nicht auf die durch das Fürstenhaus Savoyen geschaffene einzige nationale Militärmacht des Königreichs Sardinien stützen können. Die selbstlosen, kühnen und geistreichen Kämpfer für die wahre Demokratie, auch der bedeutendste unter ihnen, Mazzini, waren im Grunde in der Beurteilung der realen Möglichkeiten stets etwas wirklichkeitsfern.

Reale ist ein gründlicher Kenner der italienischen Geschichte. Von Beruf Jurist, versteht er es, eine klare Darstellung vom Werden der italienischen Einheit zu geben, klug abwägend und, obwohl überzeugter Republikaner, maßvoll in seinen Urteilen. Das gesamteuropäische Geschehen und die Politik der Großmächte beurteilt er jedoch etwas allzu einseitig vom italienischen Standpunkte aus. Wenn er z. B. feststellt, daß Italien im ausgehenden Mittelalter das einzige Land gewesen sei, das die nationale Einheit nicht gefunden habe, kann dieser Behauptung nicht beigepflichtet werden, ebensowenig seinem Urteil über die Außenpolitik Louis-Philippes, der er eine schlechte Note erteilt. Doch ist dies im Grunde nebensächlich. Der bleibende Wert des Buches besteht darin, gewisse Legenden über die Ursprünge des modernen Italiens zerstört und den Anteil der Volkskräfte an der Bildung des italienischen Nationalstaates ins richtige Licht gerückt zu haben.

Walter Bodmer.

Presse und Völkerrecht

Christinger erklärt im Vorwort seines Buches zutreffend, es sei ein riskantes Unternehmen, in Kriegszeiten die Wechselbeziehungen von Presse und Völkerrecht darzustellen, weil die Aktualität dieser Beziehungen eine sehr große Zurückhaltung auferlege [1]). Um so bereitwilliger wird man Christinger zubilligen, daß er an diesem Risiko nicht gescheitert ist, sondern einen guten Überblick bietet über die Schranken, welche der Staat in der Schweiz und im Auslande in den letzten Jahren gegen die Pressefreiheit errichtet hat. Anderseits zeigt Christinger, wie besonders im kriegführenden Ausland der Staat sich vielfach der Presse als eines Instrumentes zur Lenkung der öffentlichen Meinung bemächtigt hat.

Raymond Christinger erinnert mit Recht an das Wort Max Hubers, die moderne Presse sei zum Dynamo der auswärtigen Politik geworden. Auf Grund dieses Erfahrungssatzes wird auch die ziemlich allgemeine Tendenz der neueren Pressepolitik erklärlich, der Presse Fesseln anzulegen. Diese Neigung kommt beispielsweise im kriegsbedingten Pressenotrecht der Schweiz zum Ausdruck, das zwar in erster Linie der Aufrechterhaltung der staatlichen Neutralität dient, gleichzeitig aber eine starke, wenn auch vorübergehende Herabminderung der Pressefreiheit bedeutet. Daß indessen gerade der freiheitlich und demokratisch orientierte Staat sich vor jeder Bevormundung der Presse hüten muß, wenn er nicht die staatseigenen Interessen verletzen will, ergab sich während der ersten Jahre des gegenwärtigen Krieges in der Diskussion um die sogenannte „Gesinnungsneutralität", indem nämlich einzelne Theoretiker allen Ernstes auch den neutralen Staat für die politische Gesinnung seiner Bürger „verantwortlich" erklärten.

Christingers Buch leistet aber solchen fremdländischen Tendenzen keinen Vorschub. Trotz seines klugen Verständnisses für die Erwägungen, die eine Regierung

[1]) Raymond Christinger: Le développement de la presse et son influence sur la responsabilité internationale de l'Etat. Roth, Lausanne 1944.

veranlassen können, internationalen Verwicklungen vorzubeugen, wie sie gelegentlich durch Druckerzeugnisse ausgelöst werden, hebt der Autor anderseits mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervor, daß grundsätzlich nicht das Individuum, sondern der Staat als Völkerrechtssubjekt zu betrachten ist. Die sorgfältige Beachtung dieser theoretischen Grenzlinie ist geeignet, den Staat vor allzu weitgehenden Beschränkungen seiner Untertanen zurückzuhalten. Paul Weber.

Haltung

Von Aufgaben, die eine nahe Zeit uns stellen wird, mögen wohl manche ihre Lösung darin finden, daß man mit Bedacht der einfachen Linie einer deutlich gezogenen Notwendigkeit, vielleicht in einigen Dingen sogar einer äußerlichen Nötigung nachgeht. Es wird die Klugheit hier mehr ausmachen als der Entschluß. Aber wenn wir da und dort diese Vereinfachung als gegeben betrachten, in einem Punkte darf sie nie in Frage kommen, in dem zentralen Problem des Verhältnisses zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft. Seine Regelung ist eine Angelegenheit nicht der Überlegung nach Nutz und Nachteil, sondern schlechthin des Gewissens. Es ist die Stelle unseres öffentlichen Wesens, an welcher der Pulsschlag unserer Staatsgesundheit fühlbar ist. Hier gilt nur der Entschluß und das überzeugte zur-Sache-Stehen.

Je entschiedener wir in den neuen, uns noch so vieldeutigen Zustand einer Nachkriegszeit hinüberzugleiten beginnen, umso gebietender tritt jene Aufgabe hervor. Wir spüren es, daß von der inneren Echtheit ihrer Lösung Entscheidendes abhängt, und wir wissen, wie sehr unser gegenwärtiger Zustand eine Behelfs- und Zwecklösung ist, die niemals über die Dauer der Zwangslage hinaus Bestand haben darf. Wir freuen uns der Stimmen, die jetzt schon von dem reden, was sein soll, und die mit so energischer Hinwendung sich an das Faßbare und Formbare halten, wie es dieses Buch über die „Haltung" tut.

Wir lassen billigerweise dem Verfasser des Buches „Haltung" selber das Wort, um uns über die Absicht seiner Gedankengänge belehren zu lassen[1]): „Sie sollen helfen beim Wiederaufbau der nötigen Beziehungen zwischen den Aufgaben des Alltags und der Einsicht in das Wesen der Eidgenossenschaft, zwischen der politischen Praxis und den grundlegenden Ideen des Bundes, zwischen dem Kleinkampf der Parteien und den wesentlichen Entscheidungen, die heute und morgen zu treffen sind." Und das Bindeglied zwischen eben diesen so ungleichen Elementen und Ansprüchen findet der Autor im Begriffe der Haltung. Er geht nun freilich für seine Darlegung nicht von diesem Begriff, sondern von den Zuständen selber aus; aber der Begriff ist uns hinter der belebten und nah erfassenden Betrachtung der Zustände doch immer gegenwärtig und mahnt uns in der sehr aktiven Ausdrucksform, die ihm auf dem Durchgang durch das Gewissen zuteil wird, in der Form des Verantwortungsbewußtsein.

Eines wollen wir rühmend besonders hervorheben: daß der Verfasser es sich nicht leicht, sondern schwer macht. Denn das Thema, auch in der von ihm gezogenen Umgrenzung, berechtigt zu beidem. Und der leichtere Weg wäre zugleich der, auf dem man sich größerer Freundlichkeit der Aufnahme gewiß sein darf. Er zog den andern vor, der ein beharrliches Eindringen bis in das einzeln Gegenständliche verlangte, ein deutliches Aussprechen in jener Sphäre, wo der Widerspruch unvermeidlich und im Einzelfalle heftig sein wird.

Wir möchten denn auch mit unserem Widerspruch, dort wo er am aufdringlichsten wach wurde, nicht unaufrichtig zurückhalten. Es geht um jene Stellen des Werkes, wo darauf hingewiesen wird, daß auch aus dem soldatischen Erleben her Quellen der Anschauung und des Gedankens zu fließen vermögen. Ich greife die Stelle S. 121 heraus, wo von Offizieren und Soldaten die Rede ist, welche „die gleiche Hierarchie und dieselbe Befehlsform, die in der Armee gelten, auch auf das öffentliche Leben übertragen" möchten. Ich bin einem solchen Offizier oder Soldaten noch im Leben nie begegnet; und wenn er in einem vereinzelten Exemplar irgendwo auftauchen sollte, geht es an, die Geistesverwirrung eines Schwach-

[1]) Georg C. L. Schmidt: Haltung. Gedankengänge durch das öffentliche Leben. Einführung von Max Huber. Schwabe, Basel 1944.

begabten doch mit einer gewissen Betonung dem Gedankenkreis des Soldaten einzugliedern?

Umso beglückter nehmen wir es wahr, daß der Verfasser dennoch Gesichtspunkte teilt, die wir im wahren Sinne soldatische zu nennen lieben, wie etwa jenen so sehr hohen, daß der Verantwortungssinn sich auf Aufgaben erstrecken müsse, „die sich nicht nach der Regel von Geben und Nehmen, sondern einzig nach den Geboten des Dienstes und der Hingabe lösen lassen".

Und so gehen wir durch Zustimmung und Widerspruch, immer bei wacher Stimmung erhalten, das wahrhaft reiche Buch lebhaft durch, überall erntend und oft auch ganz einfach genießend, und wir reihen es gerne jenen ein, bei denen wir in bedenklichen Augenblicken eines freundschaftlichen und zugleich offenen Rates gewiß sind. Edgar Schumacher.

Bücher über China

Am sechsten Jahrestag des japanischen Angriffs gegen China schrieb Lin Tsiu-sen das Vorwort zu den packenden Zeugnissen jener letzten großen Krise in der Einigung des jungen Chinas, deren glückliche Überwindung Japan als Zeichen nehmen sollte, daß es bald losschlagen müsse: wenn Japan seine asiatisch-imperialistischen Pläne verwirklichen wollte, durfte es nicht warten, bis China innerlich und äußerlich noch stärker geworden war. Es mag uns paradox vorkommen, daß einer der Gründe für jenen „Staatsstreich", die Gefangensetzung des Marschalls Chiang durch einige seiner Generäle, in Sianfu am 12. Dezember 1936 gerade sein nachgiebiges Verhalten gegenüber dem immer aggressiveren Auftreten der Japaner in China war und daß dieser krieggewohnte Marschall sich die Rebellen nicht mit militärischer Gewalt, sondern dadurch unterwarf, daß er ihnen — durch sein Tagebuch, das sie ihm wegnahmen — seine lautere, selbstlose Gesinnung und seine Bereitschaft, nach alt-chinesischer Moral als Vorgesetzter ihre Schuld auf sich zu nehmen, offenbarte und sie so beschämte. Diese sittliche Kraft Chinas, die letzten Endes auch alle kriegerische Gewalt überdauert, ja besiegt, durchzieht als starkes Ethos die Auszüge aus dem Tagebuch Chiang Kai-sheks und den Bericht seiner energischen, an seiner Befreiung wesentlich beteiligten Gattin über jenes spannende Stück chinesischer Geschichte, die das Buch „Gefangen in Sian" vereinigt, und die sich übrigens fast wie ein Abenteuer-Roman lesen — nur die Routine oder Kunst der Verfasser fehlen dazu [1]). Aber ihre Bedeutung liegt ja anderswo als im Literarischen und im Abenteuerlichen: eben in dem unmittelbaren Ausdruck dieser sittlichen Kraft Chinas und der ungekünstelten Spiegelung der politischen, sozialen und geistigen Verhältnisse im jungen China überhaupt, an ihnen selbst und an anderen hervortretenden Persönlichkeiten und an ihren Konflikten, einer einzigartigen Verbindung von uralt-chinesischem, instinktmäßigem, moralischem und formalistischem Erbe mit abendländisch-moderner Lebens- und Denkweise — schade daß mit Ausdrücken wie „Führer" und „Umbruch" ein allzu raum- und zeitbedingter Wortschatz in diese Übersetzung geraten ist, die damit vielleicht vielen Lesern der ersten Auflage (München 1938), nicht aber den dargestellten chinesischen Verhältnissen gerecht wurde.

Lin Tsiu-sen, der die deutschsprachige Ausgabe des Chiang Kai-shek-Buches betreut hat, schildert selbst in einer weiteren seiner „Schriften des Chinesischen Kultur-Dienstes" den gewichtigsten Teil des chinesischen Erbes: das Familienleben [2]). In großen eindrücklichen Zügen und einigen veranschaulichenden Anekdoten — der Abendländer wäre Lin, der hier aus einer reichen Quelle eigenen Lebens und Erinnerns schöpfen kann, für eine eingehendere Darstellung dankbar gewesen. Man muß das schmuck chinesisch gebundene Büchlein auch mit einigem Vorbehalt lesen: es malt, aus Begeisterung oder um der Werbung willen, etwas einseitig mit lichten Farben und verschweigt die größeren Mißstände, die im alten China auch Familieninstinkt und -moral nicht verhindert, ja oft sogar gefördert haben. Nun, das Büchlein stellt das Ideal des chinesischen Familienlebens dar, dazu aber doch

---

[1]) Chiang Kai-Shek: Gefangen in Sian. Das Tagebuch des Marschalls und die Niederschriften seiner Gattin. Rentsch, Erlenbach 1943.

[2]) Lin Tsiu-sen: Familienleben in China. Rentsch, Erlenbach 1943.

auch sehr viele tatsächliche Verhältnisse, die uns die grundlegende Bedeutung der Familie für die Volks- und Staatsgemeinschaft wieder einmal fast erschütternd zum Bewußtsein bringen. Die Familie ist in China nicht nur die Zelle aller menschlichen Gesellschaft, sondern auch die Schule für diese; denn als Groß-Familie, als Sippe bildet sie selbst schon ein kleines, hierarchisch aufgebautes und oft weit verzweigtes Gemeinwesen, mit einer Gemeinschaftskasse, die für die Armenfürsorge in der Sippe aufkommt, mit eigener Gerichtsbarkeit für Familienangelegenheiten und mit weit zurückreichenden Familienbüchern, die das gute Vorbild der Ahnen festhalten. Die Ahnenverehrung und die Beisetzung der Toten in der Familienerde bedeuten weitere tiefe Bande der chinesischen Familie, die in uraltem Instinkt und Brauch wurzeln und von der klassischen Moral-, Sozial- und Staatslehre zu einer geistigen Tradition erhoben worden sind. Besonders wesentlich scheint mir aber, was Lin auch sehr betont, daß in China die Familie eine organische Stufe in der Gesellschaftsentfaltung zwischen dem Einzelmenschen und der Staatsgemeinschaft bildet, eine organische Stufe, die in unseren Volks- und Staatsgebilden immer mehr wegfällt. Von der Rolle der Familie in den Völkern und Staaten hängt aber vielleicht letzten Endes deren fernere Zukunft ab, und da hat China weit bessere Aussichten auf eine lange Dauer als die fortschrittsstolzen Völker des Abendlandes. Ed. H. v. Tscharner.

Der Fall Galilei und wir

In der bei Anlaß des 300. Todestages von Galilei geschriebenen Studie [1]) geht der Verfasser, Professor der Physik an der Universität Fryburg, nicht etwa neuen physikalischen oder historischen Erkenntnissen nach, vor allem läßt er die viel diskutierte Schuldfrage über das tragische Schicksal Galileis geflissentlich beiseite. Der Nachdruck der kleinen Schrift liegt vielmehr auf der zwiefachen Wirkung, die sich einerseits aus den wissenschaftlichen Taten Galileis, andrerseits aus dem unglücklichen Kirchenprozeß gegen den berühmten Gelehrten für unsere Zeit ergibt.

Die klassischen physikalischen und astronomischen Untersuchungen und Schriften Galileis räumen mit der starren, durch Jahrhunderte dogmatisch überlieferten Weltanschauung von Aristoteles und von Ptolemäus auf, sie bildeten den Anfang der modernen experimentellen Naturwissenschaft und damit auch der heutigen Technik. Aber nicht weniger sichtbar bis auf unsere Tage sind die unglücklichen Folgen des unbegreiflichen Kirchenprozesses gegen Galilei. Das vorgalileische Italien, das Italien der Renaissance, spielt eine führende Rolle in der Wissenschaft, nach der Verurteilung und Einkerkerung Galileis geht dieses Primat vollständig an den Norden Europas über. Fast stürmisch entfaltet sich dort, namentlich seit dem 18. Jahrhundert, die Naturwissenschaft, eine neue Welt entsteht, aber wesentlich außerhalb des katholischen Kirchenstaates und der von ihm beherrschten Länder. „Man hatte mit Galilei die Naturforscher verscheucht", und umgekehrt „ist die heutige Naturwissenschaft der Gottesidee verlustig gegangen", so schließt der Verfasser in etwas überspitztem Pessimismus.

Von Galilei ausgehend, versucht so Dessauer religiöse Probleme der Gegenwart zu beleuchten. Schießt er dabei auch übers Ziel — über die Frage der „Gottesferne" der heutigen Naturwissenschaft läßt sich in guten Treuen anderer Ansicht sein —, so versteht er es doch, den Fall Galilei in eindrucksvoller Weise zur Gegenwart in Beziehung zu setzen. Unserer Zeit wird ein warnendes Beispiel vor Augen gehalten, das zeigt, wie schwer und langdauernd sich an einem Staate ein einmal begangenes Unrecht rächen kann. Karl Wieland.

Literatur

Griechische Götter.

Im Kampf gegen „westlichen" Psychologismus und Individualismus hat schon das Deutschland Stefan Georges und erst recht des Nationalsozialismus eine Neubegründung des Mythus erstrebt. Neben den etwas undankbaren Bemühungen

[1]) Friedrich Dessauer: Der Fall Galilei und wir. Räber, Luzern 1943.

um eine Wiedergeburt nordischer Mythologie und germanischen Sagastils wurde eine neue Verwandtschaft mit dem klassischen Altertum entdeckt. Die Hölderlin-Renaissance gehört als erfreuliches Kapitel ebenso hieher wie der klassizistische Monumentalstil in der Architektur als problematisches Beispiel. Eine Auferstehung der Götter Griechenlands ist allenthalben angebahnt worden, lebendige, archetypische Mächte wurden in ihnen wieder erkannt, zumal seit Walter F. Otto schon 1929 eine griechische Mythologie entwarf, die nicht mehr religionsgeschichtlich, symbolistisch oder psychologisch vorging, sondern ganzheitlich und phänomenologisch die Götterbilder und Mythen der Griechen als Wesenerfahrungen ernst nahm. Selbst ein mythologischer Roman von hohem Reiz ist hier zu nennen, Bernhard Jülgs „Narziß" (1941), der in der panischen Landschaft Arkadien spielt. Auch Jünger — dessen Studie sich mit diesem Roman berührt — geht davon aus, daß der griechische Genius nicht in Philosophie und Wissenschaft, sondern in der Kunst seiner Mythen sich am umfassendsten und kraftvollsten geäußert habe [1]). Auch hier gilt es, den Mythus nicht rational, sondern mit der ihm eigenen bildhaften, wesenhaften „Logik" zu deuten. Dabei soll vor allem einmal der Problematik des modernen, titanischen, zeitbedrängten homo faber die unendliche Muße der griechischen Götter gegenübergestellt werden. Mit den Göttergestalten, die Jünger hier beschreibt, setzt er dem berühmten Nietzscheschen Dualismus eine unter sich verbundene Dreiheit entgegen. Zwischen Apoll, dem Gott des Geistes, des Maßes, der Kunst und Heilkunde, des bewußten Lebens in reiner Gegenwart — und Dionysos, dem „zeitwendenden", lösenden und befreienden Gott, dem Gott der Verwandlung zwischen Leben und Tod, des Rausches und der liebenden Gemeinschaft, — erscheint Pan, der gemeinsame Grund und Vater der beiden andern, der Gott des Ursprungs schlechthin und einer zeitlosen Fruchtbarkeit. Er ist „einer der Götter, denen wir eine erneuerte Verehrung schulden, denn er ist der Gott, der an den Grenzen sichtbar wird, die gegenüber der Wildnis gezogen sind." Man denkt hier an die entsprechende Landschaftszone in den „Marmorklippen" des Bruders Ernst Jünger. Nicht jeder Leser wird sich an dieser Verehrung beteiligen. Auch läßt sich über wissenschaftliche Richtigkeit solcher Wesensschau schwer diskutieren. Im Rahmen der allgemeinen mythologischen Renaissance unserer Tage aber ist diese deutsche, jüngersche Sicht von großem Interesse. Max Wehrli.

Briefe Johann Jakob Wepfers [2]).

Die fesselnde Darstellung enthält weit mehr als nur einen eingehenden Kommentar zu den im lateinischen Originaltext wiedergegebenen und ins Deutsche übertragenen fünf Briefen des berühmten Schaffhauser Arztes J. J. Wepfer an seinen Sohn, der in Basel und Leyden studierte, sondern sie wirft ein Streiflicht auf die Verhältnisse der medizinischen Fakultäten in Basel, Leyden, Amsterdam und auch Paris und London während der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Es ist bemerkenswert, wie sehr der Vater bemüht war, den Sohn mit den besten Lehrkräften seiner Zeit bekannt zu machen und wie der Student der damaligen Zeit weit herum reiste, um die beste Ausbildung zu erhalten. Die Briefe an den Sohn verraten nicht nur die treue Fürsorge für die Entwicklung des jungen Studenten, sondern sie geben auch einen Einblick in die medizinischen Probleme, welche den Vater beschäftigen in seinem unermüdlichen Forschergeist. Insbesondere ist es von Interesse, daß, als der junge Wepfer dem Vater mitteilt, daß er in Leyden an einem Fieber erkrankt sei, der Vater dieses Fieber als Malaria erkennt, die damals in Europa weit verbreitet war und dem Kranken schon genaue Anweisungen über die Behandlung seiner Krankheit mit Chinarinde erteilt. An die Erwähnung dieser Krankheit schließt sich ein Exkurs über die Geschichte der Anwendung der Chinarinde auf unserem Kontinent an, die zum ersten Male durch den Arzt Juan del Vego im Jahre 1640 nach Europa gebracht wurde und dann in Italien, und

---

[1]) Friedrich Georg Jünger: Griechische Götter. Apollon. Pan. Dionysos. Klostermann, Frankfurt a. M. 1943.

[2]) Hans Fischer: Briefe Johann Jakob Wepfers (1620—1695) an seinen Sohn Johann Conrad (1657—1711) Studiosus Medicinae zu Basel und Leyden. Sauerländer, Aarau 1943.

vor allem in England, als Heilmittel gegen die Malaria ihre Triumphe feierte. Es finden sich in der Schrift auch eingehende biographische Notizen über die damaligen Koryphäen der medizinischen Wissenschaft. Walter H. v. Wyß.

Goethes „Novelle".

Die „Novelle" stellt als das Werk eines beinahe achtzigjährigen, den Drängen des Lebens bereits ferngerückten Dichters mit dem geheimnisvollen Zauber ihres Stimmungsgehalts, der wundervoll abgeklärten und doch so vieldeutigen Sprache ein kaum je erreichtes, aber auch nur wenigen zugängliches Kunstwerk dar[1]). Jedes Wort steht abgewogen in dem einfachen und doch ins Traumhaft-Unwirkliche aufragenden Sprachgebäude; keines ist zu wenig, keines scheint überflüssig. Der Gang der Fabel, äußerlich so schlicht und so arm an Geschehnissen, ist doch voll innerer Spannung und vom echt novellistischen Reiz des Fernen und Eigentümlichen umwittert. So trägt dieses Kleinod, das bei jeder neuen Lektüre neue ungeahnte Räume eröffnet, wohl zu Recht diesen generellen Titel; denn es ist Typus und Urform der dichterischen Gattung.

Freilich ist die „Novelle" von der Literaturwissenschaft oft übergangen worden, weil sie als eine Art unverbindliches Spiel eines Greisen mit seinen technischen Fertigkeiten verstanden wurde. Es bedarf der meisterhaften Einfühlungsgabe und der prägnanten Gestaltungskraft Emil Staigers, diese so vielschichtige, kaum je ganz erschließbare Dichtung abzuklären und zu deuten. Staiger stellt im gewichtigen Nachwort die Beziehungen zu den übrigen goetheschen Schöpfungen auf dem Wege subtiler Einzelinterpretation her und bringt dadurch erst jedes Wort zum rechten Klingen und erhellt die tiefe Symbolik dieses Spätwerks. Dem kostbaren Gedicht und seiner Interpretation läßt der Verlag eine würdige Ausstattung zuteil werden. Wir zweifeln allerdings, ob die Holzstich-Illustrationen Imre Reiners in ihrem doch eher skizzenhaft zu nennenden Stil der abgeklärten Ausgewogenheit der goetheschen Sprache adäquat sei. Auch hier zeigt sich wohl die allgemeine Problematik der künstlerischen Buchillustration: dem vieldeutig-unerschöpflichen Dichterwort steht das eindeutig-individuelle Bild gegenüber, das aus der Fülle der geweckten Vorstellungen nur einen kleinen Ausschnitt zu vermitteln vermag und dabei doch kaum den Anspruch auf eine selbständige künstlerische Geltung erheben darf. Karl Fehr.

Die schwarze Spinne.

Vor einiger Zeit schossen die schwarzen Spinnen nur so aus dem Erdboden heraus, fast wie in der Novelle Gotthelfs selbst. Da hat sie Benno Schwabe, mit Federzeichnungen von Eugen Früh, in seine handliche Sammlung Klosterberg aufgenommen), und fast zur gleichen Zeit erschien bei Fretz & Wasmuth eine Folio-Prachtsausgabe mit Illustrationen von Günter Böhmer. Die eine Ausgabe gräbt nun allerdings der andern das Wasser nicht ab, und es ist interessant, die Interpretationen der beiden Künstler zu vergleichen, aber es gibt schließlich nicht nur diese eine Erzählung Gotthelfs, die zur bildhaften Ausschmückung reizen muß.

Über die Novelle selbst ist nun wohl kein Wort zu verlieren. Bei jedem Lesen werden uns neue Wahrheiten und Schönheiten offenbart, nimmt uns die wunderbare, kräftige Sprache des Berner Dichters erneut gefangen. — Die Einleitung von Walter Muschg ist vortrefflich; sie zeugt von seiner großen Vertrautheit mit Gotthelf, mit dem Leben und den Sitten der Emmentaler Bauern und auch von seinem Studium des Sagenstoffes der schwarzen Spinne. Sie liest sich allerdings mit größerem Genuß erst nach der Erzählung selbst, da sie die detaillierte Kenntnis derselben voraussetzt. — Die Illustrationen von Eugen Früh haben uns jedoch enttäuscht. Denn schließlich sollen sie uns doch das Gruseln, das Entsetzen, „die namenlose Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends", bildhaft,

---

[1]) Goethe: Novelle. Mit einem Nachwort von Emil Staiger und Original-Holzstichen von Imre Reiner. Druck der Petri-Presse. Schwabe, Basel 1943.

[2]) Jeremias Gotthelf: Die schwarze Spinne. Vorwort von Walter Muschg. Schwabe, Basel.

schaurig vor Augen stellen. Und das tun die Bilder, mit einer Ausnahme, nicht. Hat es wohl der Künstler versucht, sich in die Gestalt eines dieser so unsäglich geängstigten Emmentaler zu versetzen? Anne-Marie Thormann.

Abschieds-Briefe.

Karl Jaspers prägte in seinem großen Philosophie-Werke einmal ein Wort, das heute in besonderem Maße als sinngebendes Motto über einen Großteil modernen, insbesondere deutschen Denkens zu setzen wäre: „Philosophie heißt sterben lernen". Und noch unmißverständlicher drückte sich nahezu ein Jahrhundert zuvor Arthur Schopenhauer aus: „Der Tod ist der eigentliche inspirierende Genius oder der Musaget der Philosophie. Schwerlich sogar würde, auch ohne den Tod, philosophiert werden". Angesichts der vorliegenden Auswahl von Briefen und Aufzeichnungen, die alle im Bewußtsein des nahen, oft sogar des unmittelbar bevorstehenden Todes verfaßt wurden, muß man aber darob erstaunen, daß der Tod als begegnende Realität sozusagen in keinem Falle jenes von Jaspers und Schopenhauer gemeinte „Philosophieren" auslöst [1]). Das fast überall wiederkehrende Grundthema dieser Abschiedsbriefe ist die Sorge um die Hinterbliebenen und deren Tröstung, die Anordnung der Verteilung des zurückgelassenen Besitzes, die Schilderung des eigenen Krankheitszustandes, das Abschiednehmen von Freunden und Geliebten und die Betonung des willigen und gläubigen Sterbens. Ergreifend ist die völlig untheologische, unkirchliche, schlicht gläubige Art, in der die Meisten dieser vom Tode Gezeichneten auf Gott und die Erlösung durch seine Gnade bauen. Wenn es wahr ist, daß das Erlebnis der Todesstunde wie kein anders Erlebnis den tiefsten Grund der menschlichen Seele berührt und ins Bewußtsein hebt, dann lehren die vorliegenden Briefe, daß in dieser Tiefe der Glaube an die Güte und Liebe Gottes und an die Erlösung des Menschen im Jenseits lebt.

Wohl sind diese Aufzeichnungen durchzittert von Schwerz und Trauer, von der Sehnsucht zu leben und dem unsäglichen Leid, sich von den Liebsten trennen zu müssen. Aber der Glaube an ein Wiedersehen herrscht vor, und eine Grundstimmung fehlt ihnen sozusagen völlig: die Angst. Das moderne „Philosophieren" scheint somit seinen Ausgangspunkt von einem Todesangst-Erlebnis zu nehmen, das nur als vorweggedachtes solche Bedeutung besitzt und gar nicht mit der Realität des Todeserlebnisses übereinstimmt. Diese Todesangst der Denker ist wohl weit eher eine Lebensangst, die immer dort auftritt, wo unser westlicher Intellektualismus glaubt, sich selbst genügen zu können und jede gesunde Beziehung zu den Mächten der Seele und des naturverhafteten Lebens verliert. Nicht vergebens hatte der scharfsichtige Nietzsche die Angst eine „europäische Krankheit" genannt.

Jeder tendenziösen Absicht bar, vermittelt uns diese sorgfältig wiedergegebene Sammlung einen Blick in die von philosophisch-spekulativen Verschalungen befreiten Urtiefen der menschlichen Seele, wie sie in der Endsituation zutage treten. Und obschon diese Briefe ein seltenes Zeugnis menschlichen Leidens sind, geht eine gläubige Kraft von ihnen aus, die Manchem der in der Gegenwart Geprüften Trost und Hoffnung spenden mag. Arnold Künzli.

Domaine Français [2]).

Man könnte dieses Buch ein Manifest des besetzten Frankreichs nennen. Siebenundfünfzig Autoren verschiedenster und zum Teil entgegengesetzter Geistesrichtungen bekunden darin, daß Frankreich lebt, daß ein noch so niederschmetterndes militärisches und politisches Ereignis nicht imstande ist, den Glauben an die Freiheit im Menschen zu vernichten.

Die meisten Beiträge sind literarkritische Essais; daneben stehen einige Fragmente und Lyrik. Unter den Verfassern finden wir unter andern die klingendsten Namen der heutigen französischen Literatur. Klassische Tradition und modernste,

---

[1]) „Abschied". Briefe und Aufzeichnungen von Epikur bis in unsere Tage. Herausgegeben von Curt Michael. Oprecht, Zürich 1944.

[2]) **Messages** 1943. Herausgegeben von Jean Lescure. Verlag **Trois Collines, Genf 1943.**

surrealistische Orientierung sprechen aus diesen Zeugnissen: ein Gegensatz im Geistesleben Frankreichs, der aber kaum als „kriegsbedingt" zu bezeichnen ist[1]). Wesentlicher als diese Auseinandersetzungen scheinen mir die Zeugnisse — vor allem die lyrischen —, aus denen unmittelbar der Eindruck des Krieges spricht. Nur sie können uns letzten Endes zeigen, wo der französische Mensch heute steht. Liebe und christlicher Glaube an Leben und Wiederauferstehung sind die Leitmotive. Eine kraftvolle Lyrik, die erschütternd direkt sein kann, beweist uns, daß Frankreich den Weg zu sich selber findet: zum christlich-mystischen und apostolischen Frankreich, das im égalité-Geschrei des letzten Jahrhunderts scheinbar versunken war. Es ist Lazarus, wie ihn Saint-Pol-Roux sieht, der seinen Erwecker steinigen will:

„... A son bras insuffla la rage qui lapide,
Ainsi qu'un chat s'arqua d'une courbe rapide,
Brandilla les cailloux et .... reconnut Jésus.

Alors, incendié de son rôle, couvert
Des yeux du divin Maître, à travers mille lèvres
Chantant gloire, Lazare alla, noble et sans fièvres ..."

Eine vielversprechende Läuterung bahnt sich an. Die Ereignisse haben nunmehr das Buch in seiner Zweckbestimmung eingeholt und überholt. Die Zukunft wird weisen, ob der begonnene Weg zu Ende gegangen wird.

„Malheureuse! Mais je ne veux pas te blâmer, maintenant,
pour tes erreurs, tes vanités, tes péchés;
Ton infortune et tes souffrances sans exemple ont tout
racheté,
Et t'ont laissé sacrée ..." (Walt Whitman.)

Carl Th. Gossen.

Simon Gfeller schriftdeutsch.

Acht schriftdeutsche Erzählungen Simon Gfellers[2]) sind in einem hübschen Band 5 des „Kreis Schweizer Verleger" zusammengefaßt. Es handelt sich um die schönsten Stücke aus den vergriffenen Werken des Verfassers „Geschichten aus dem Emmenthal" und „Steinige Wege".

Gfellers Bedeutung als Mundartdichter ist bei Anlaß seines Todes gebührend gewürdigt worden. Dabei wurde aber vielfach übersehen, daß er auch ein Meister der Schriftsprache war. Wenn man die vorliegenden Geschichten, wie z. B. das „Rötelein", aber z. B. auch „Frauenwille", „Ehezwist", die weniger bekannten, nochmals liest, so kommt man mit Heinrich Baumgartner zum Schluß, daß diese die berndeutschen Erzählungen noch übertreffen. Es betrifft ganz besonders die kraftvollen Frauengestalten, die dem Dichter ausgezeichnet gelungen sind. Diese Siegerinnen über alles Leid der Welt, geschnitten aus dem schlichten Unterholz werktätigen Bauernwaldes, verdienen neben manchen Hochstamm weithin erkennbaren Heldentums gestellt zu werden. In einem sind sie diesem sogar weit überlegen, wenn z. B. das „Rötelein" ein Kompliment mit den Worten ablehnt: „Ja, was habe ich denn Besonderes getan? Das verstand sich doch alles ganz von selbst, anderwegs hätt's mich doch gar nicht gefreut!" Adolf Schaer-Ris.

---

[1]) Hier sei auf die in der NZZ No. 955 vom 6. 6. 1944 erschienene Besprechung von Marta Vogler hingewiesen, wo dieses Problem in schöner Weise dargelegt wird.

[2]) Simon Gfeller: Erzählungen. Nr. 5 Kreis Schweizer Verleger. Francke, Bern.

Gueti Gschpane.

Die schmucken Bände der Volksausgabe Tavelscher Werke erfreuen sich großer Nachfrage. So konnte die vorliegende Ausgabe des Buches „Gueti Gschpane" bereits im 8.—11. Tausend herausgegeben werden [1]).

Die Handlung führt uns in die Zeit der Mailänderkriege, in denen soviele gute Kräfte auch aus Bern ihren Tod fanden, so auch eine der Hauptgestalten des Romans, der Junker Claudius vom Römerstall. Mit dem Tod dieses Junkers fand das Liebesverhältnis mit Veronika, der Tochter des Berner Glasmalers Sterr im Stalden unten, sein tragisches Ende. Dafür wendete sich das Glück für den verschmähten Rivalen Renatus Urghend, der in der Werkstätte des Glasmalers Sterr sich für diesen Beruf ausbilden wollte und dabei vom bekannten Maler Niklaus Manuel mancherlei Anregung erhielt. Die ursprüngliche Sympathie des jungen Glasmalers zur anmutigen Tochter des Meisters Sterr entwickelte sich zur tiefen Liebe, die jedoch durch Veronikas Bevorzugung des Junkers auf eine harte Probe gestellt, schließlich aber doch mit der Hand Veronikas belohnt wurde. Denn Veronikas stille Gegenliebe zu Renatus mußte sich nach dem Tode des Junkers gestehen, daß sie natürlicherweise dem jungen Glasmaler gehört hätte. So findet der Roman trotz vieler schmerzlicher Prüfungen einen sympathischen Abschluß.

Fritz Ed. Leemann.

Bücher-Eingänge

Adam, Georges: L'épée dans les reins. Roman. Editions des trois collines, Genf 1944. 292 Seiten.

Benesch, Eduard: Demokratie heute und morgen. Europa-Verlag, Zürich 1944. 308 Seiten, Fr. 10.—.

Bodmer, Martin: Conrad Ferdinand Meyer. Umwelt und Herkommen. Vereinigung Oltener Bücherfreunde, Olten 1944. 45 Seiten.

Bonjour, Edgar: St. Jakob an der Birs. Gedenkrede. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 11 Seiten, 70 Rp.

Burckhardt, Abel Th.: Johann Rudolf Burckhardt. Eine Pfarrergestalt aus dem alten Basel. Reinhardt, Basel 1944. 112 Seiten, Fr. 5.—.

Burke, Edmund: Über die Aussöhnung mit den Kolonien. Parlamentsrede. Schwabe, Basel 1944. 128 Seiten, Fr. 3.50.

Die Ernte. Schweizerisches Jahrbuch 1945. Reinhardt, Basel 1944. 189 Seiten, Fr. 5.—.

Fenton, Frank: Platz an der Sonne. Roman. Pan-Verlag, Zürich 1945. 485 Seiten, Fr. 14.—.

Gafencu, Grigore: Vorspiel zum Krieg im Osten. Amstutz & Herdeg, Zürich 1944. 463 Seiten und 3 Karten, Fr. 17.90.

Giraudoux, Jean: Sodom und Gomorrha. Schauspiel. Oprecht, Zürich 1944. 77 Seiten, Fr. 3.60.

Großmann, Hermann: Ein Ja zur Kindertaufe. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 40 Seiten, Fr. 2.70.

Hausherr, Erwin: Landgut und Naturpark Elfenau. Berner Heimatbücher Nr. 19. Haupt, Bern 1944. 16 Seiten Text und 32 Abbildungen, Fr. 2.40.

Huth, Arno: Radio — Heute und Morgen. Europa-Verlag, Zürich 1944. 408 Seiten, Fr. 13.—.

Keller, Gottfried: Sämtliche Werke, Band 9: Züricher Novellen I. Herausgegeben von Carl Helbling. Benteli, Bern 1944. 369 Seiten, Fr. 10.—.

König, Fritz: Vom Entschluß zum Befehl. Morgarten-Verlag, Zürich 1944. 65 S.

Mahler, Elsa: Lehrbuch der russischen Sprache. Europa-Verlag, Zürich 1944. 319 Seiten, Fr. 12.—.

Matthias, Eugen: Die biologischen Folgen des Krieges. Haupt, Bern, 1944. 77 Seiten, Fr. 3.20.

Medicus, Fritz: Das Mythologische in der Religion. Rentsch, Erlenbach 1944. 228 Seiten, Fr. 13.50.

---

[1]) Rudolf v. Tavel: Gueti Gschpane. Francke, Bern 1943.

von Moos, Herbert: Das große Weltgeschehen. Band V, Lieferung 5. Hallwag, Bern 1944. 40 Seiten.

Morf, Ida: Irene. Roman. Reinhardt, Basel 1944. 218 Seiten, Fr. 7.50.

Müller, Eugen: Schweizer Theatergeschichte. Ein Beitrag zur Schweizer Kulturgeschichte. Oprecht, Zürich 1944. 400 Seiten, Fr. 9.—.

Näf, Werner: Elemente künftiger Friedensordnung. Einzelstaaten und Staatengemeinschaft. Sauerländer, Aarau 1944. 20 Seiten, 90 Rp.

Rigg, Walter: Das ewige Reich. Geschichte einer Sehnsucht und einer Enttäuschung. Rentsch, Erlenbach 1944. 384 Seiten, Fr. 15.—.

Nova Acta Paracelsica. I. Jahrbuch der Schweiz. Paracelsus-Gesellschaft. Birkhäuser, Basel 1944. 192 Seiten.

Pestalozzi, Heinrich: Gesammelte Werke. Neunter Band: Stanser Brief. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Geist und Herz in der Methode. Rascher, Zürich 1944. 367 Seiten, Fr. 7.80.

Platter, Thomas: Lebensbeschreibung. Schwabe, Basel 1944. 189 Seiten, Fr. 4.50.

Rasmussen, Gerhard: Malte Glarberg. Roman. Reinhardt, Basel 1944. 419 Seiten, Fr. 9.80.

Révész, G.: Die menschliche Hand. Eine psychologische Studie. Karger, Basel 1944. 122 Seiten mit 37 Abbildungen, Fr. 7.50.

Salin, Edgar: Geschichte der Volkswirtschaftslehre. 3., erweiterte Auflage. Francke, Bern 1944. 224 Seiten, Fr. 9.50.

Scanziani, Piero: Der Schlüssel zur Welt. Ein Roman, der nach dem Sinn des Lebens forscht. Pan-Verlag, Zürich 1944. 299 Seiten, Fr. 10.—.

Shiber, Etta: Nacht über Frankreich. Bermann-Fischer, Stockholm 1944. 462 S.

Spreng, Hans: Der Thunersee. Berner Heimatbücher Nr. 20. Haupt, Bern 1944. 16 Seiten Text und 32 Abbildungen, Fr. 2.40.

Troxler, J. P. V.: Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik. Herausgegeben von Willi Aeppli. Troxler-Verlag, Bern 1944. 256 Seiten.

Trümpy, Hans: Mensch und Bürger. Tschudi, Glarus 1944. 91 Seiten, Fr. 4.—.

Tsiu-Sen, Lin: Organismus und Organisation. Ein chinesischer Beitrag zur Ordnung der Welt. Rentsch, Erlenbach 1944. 47 Seiten, Fr. 3.—.

Vetterli, W. A.: Frühe Freunde des Tessins. Reiseberichte. Artemis-Verlag, Zürich 1944. 296 Seiten, Fr. 14.80.

Walser, Robert: Vom Glück des Unglücks und der Armut. Schwabe, Basel 1944. 80 Seiten, Fr. 3.25.

v. Weeus, Walter: Dalmatien. Zeichnungen von dalmatinischen Reisen. Herder, Freiburg i. Br. 1944. 16 Kunstblätter und 4 Seiten Einleitung, RM. 3.50.

Werfel, Franz: Jacobowsky und der Oberst. Komödie einer Tragödie. Bermann-Fischer, Stockholm 1944. 129 Seiten.

Wilder, Thornton: Wir sind noch einmal davongekommen. Schauspiel in drei Akten. Oprecht, Zürich 1944. 83 Seiten, Fr. 3.60.

Wilder, Thornton: Eine kleine Stadt. Schauspiel in drei Akten. Oprecht, Zürich 1944. 76 Seiten, Fr. 3.60.

Wingfield-Stratford, E.: Geist und Werden Englands. Deutsch herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Röpke. Pan-Verlag, Zürich 1944. 569 Seiten, Fr. 16.—.

Wirz, Hans Georg: Vom Sempacherkrieg zum Thurgauerzug. Der Weg über St. Jakob. Francke, Bern 1944. 427 Seiten, Fr. 8.70.

Würzburger, Karl: Erziehung nach dem Evangelium. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 222 Seiten, Fr. 7.50.

Zwingli-Kalender 1945. Reinhardt, Basel 1945. 104 Seiten, Fr. 1.—.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64, Tel. 27 29 75. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstr. 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.